

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 51.

Sonntag, 1. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Das Kurhaus von Baden-Baden gab seinen alljährlichen glänzenden Faschingsball.

Inmitten der Menge, die das prächtige Vestibül in einer gewissen festlichen Erwartung durchströmte, um sich in den Festjulen zu zerstreuen, begrüßten sich nahe der Kleiderablage zwei Herren mit einer höflichen Mächtigkeit.

„Gut, da wäre ich!“, sagte der eine halblaut auf Spanisch, obgleich sein Pierrotkostüm sichtlich französischer Herkunft war.

Vor auf der andere, in der Hoftracht von Heinrich dem Vierten, in betontem Französisch antwortete: „Es ist mir lieb, daß Sie kommen. Es gibt etwas Wichtiges zu erledigen.“ Man merkte an der leisen nervösen Unruhe, mit der er jetzt sein schwarzes Spitzhärchen betastete, daß es ihm ungewohnt und nur zum heutigen Abend angelegt war.

Hinter der schwarzen Seidenmaske gingen dunkle stehende Augen kritisch über die Umgebung. Da glitten kostbare brokatne Abendmäntel von den entblößten Schultern der Damen und offenbarten farbenprächtige Maskenkostüme oder vereinzelte Gesellschafts-toiletten. Auch die Herren rückten vor den hohen Spiegeln die Krawatte zum Smoking oder den ungewohnten Kopfpug über dem Maskenkleide zurecht. Deswegen sagte der Hofherr zum Pierrot inmitten des Stimmengewirrs: „Kommen Sie, wir werden uns zuerst ein wenig im Restaurant erfrischen!“

Als beide durch die hohen Glaswände verschwanden, die Vestibül und Restaurant zum kleinen Vorraum in köstlichem schwarzem Marmor trennen, begann der Hofherr den Pierrot mit leisem Druck vor sich her zu dirigieren: „Dort hinten in jener Ecke habe ich ein Tischchen reservieren lassen.“

Sie nahmen kaum Platz, als er — sich immer der französischen Sprache bedienend, fragte: „Haben Sie in Straßburg alles vorbereitet? Und ist es Ihnen vor allen Dingen gelungen, einen elsässischen Chauffeur zur Herfahrt zu bekommen? Ich lege Wert darauf, da jeder Franzose, der jetzt im Elsaß lebt, viel zu wach auf alles achtet, was um ihn vorgeht. — Ein elsässischer Chauffeur dagegen —“

Ein Kellner stand plötzlich neben ihm und fragte nach dem Auftrag der Herren. Der Hofherr schob einen misstrauischen Blick auf ihn. War diese Gleichgültigkeit im Gesicht unter dem nichtsagenden blonden Haar vielleicht gut markiert, und hatte der Kellner nicht vielleicht beim Herannahen auf den tiefen weichen Teppichen doch Brocken des Gespräches aufgefangen?

Mit seinem Ohr, das nach den Streifzügen durch alle Länder Europas sich auf alle Landesidiome geschärft hatte, fragte sich der blonde Ali mit einigem Erstaunen, warum beide Herren sich hier jetzt des Französischen bedienen, obgleich sie beide ihrer Aussprache nach bestimmt keine Franzosen waren?

Das Restaurant war zu dieser Stunde noch fast leer. Und da der blonde Ali bis jetzt fast noch keine Gäste zu bedienen hatte, nahm er — mehr zur persönlichen

Zerstreuung, denn gerade aus Neugierde, — jetzt Gelegenheit, unauffällig ein wenig schärfer zuzuhören. Die schweren, im gleichen Mattblond gewimperten Lider halb über die Augen gesenkt, hörte er dann beim Entfalten des bestellten weißen Burgunders den Pierrot von einem Saie gerade noch sagen: „Die Magnolien-Villa ist für unsere Zwecke wie geschaffen!“

Weiteres fing der Kellner nicht auf, denn der andere Gast forderte ihn wieder durch einen fast feindselig-ablehnenden Blick auf, sich sogleich wieder zu entfernen, und schien die Aufmerksamkeit auf die Kostprobe des Weins zu richten.

Beide Herren saßen sich nicht gegenüber, sondern nahmen an dem kleinen Tisch Eckplätze ein, was eine gedämpftere Sprechweise ermöglichte. Der Herr in der altfranzösischen Hoftracht neigte sich dann dem anderen etwas mehr zu:

„Ich rate Ihnen nur, Paco, daß Sie sich nicht von ihr täuschen lassen! Denn diese Kreolinnen sind ein gefährliches Gemisch von ungeheurem Temperament und Verschlagenheit, von weiblicher Verstellungskunst und enormer Anpassungsfähigkeit.“

„Wenn ich nachher den zweiten Teil unseres Auftrages allein und ohne Ihre Hilfe ausführen soll, Don Basilio, sollte ich noch Einzelheiten über diese Tänzerin Majan wissen?“

„Sie hat ihre Jugend auf den Philippinen-Inseln verbracht. Deswegen nennt sie sich bei ihrem Auftreten: „Die Lotosblume“. Ob sie Vollblutspanierin ist —, oder einige Tropfen Meistizenblut in den Adern hat, wer wird es zuverlässig erfahren?“

„Und wie kommt sie in dieses Fahrwasser, das sich zwischen dem einen Ufer einer in Europa schnell berühmt gewordenen Tänzerin bewegt, und dem andern Ufer einer politischen Spionin?“

„In uns Spaniern sitzt ja noch immer die Sehnsucht nach den Philippinen, unseren letzten spanischen Kolonien, die uns Amerika mit Cuba vor dreißig Jahren entriß. Nun wohl, Don Ramon Fernandez, einer unserer fähigsten modernen Literaten, reist in dieser Sehnsucht nach den Philippinen, da auch er einst in Manila, der Hauptstadt, geboren ist. — Er sieht Majan, „die Lotosblume“, dort drüben tanzen. Rassistische Tänze eigener Phantasie, schwermütige Melodien malayischer Weisen —. Kurz, er ist begeistert von ihr. Sie attachiert sich an ihn, er kann sich von ihr nicht trennen, — und nimmt sie mit ins Heimatland, nach Spanien, zurück.“

Der Pierrot nickte: „Das Weitere kann ich mir denken. — Ramon Fernandez machte sich in den letzten Kreisen in der Heimat immer unbeliebter. Er legt schonungslos den Finger auf Mängel, er kritisiert in seinem Werke Zustände in Spanien — die nicht nur ihm unbequem sind —, die —“

„Ja, so ist es. Das Resultat ist, daß Ramon Fernandez aus Spanien verbannt wird und in Paris sein Domizil aufschlägt. In Paris sitzt ja bereits ein anwachsendes Häuflein „Unzufriedener“ aus Spanien. Wenn sie sich dort ruhig verhielten, könnten sie uns ja gleichgültig werden. Aber in zunehmendem Maße

laufen ihre Fäden der Auflehnung und der Verschwörung gegen unser jetziges Regime nach Barcelona herunter, weil es so nahe der französischen Grenze liegt — und neuerdings auch nach Valencia. Es ist ziemlich erwiesen, daß diese Tänzerin Majan eine Vermittlerin dieser Fäden ist.“

„Aber wie kommt sie hierher nach Baden-Baden?“

„Bei ihrem Auftreten kürzlich im Berliner Wintergarten hat sie sich in der abnorm strengen Kälte einen schweren Bronchialkatarrh geholt. Den will sie hier an den Thermalquellen auskurieren. Sowie sie wieder auftreten kann, will sie ein Gastspiel in Paris absolvieren. — Das soll unter allen Umständen unterbunden werden, verstehen Sie? Sie hat jetzt neue Mitteilungen aus Spanien erhalten — jedenfalls deuteten Spuren von unruhigen Elementen aus Barcelona zu ihr hin. Und deswegen werden wir sie heute abend entführen! Der Maskenball im Kurhaus bietet eine geschickte Gelegenheit für uns.“

„Gut. In Strassburg ist alles vorbereitet. Wissen Sie, in welchem Kostüm sie heute ungefähr zu suchen ist?“

„In einem lila Seidendomino. Aber unter diesem legt sie ein echtes Malagenkostüm an, das sie wohl noch aus ihrer tropischen Heimat mitgebracht hat, und mit dem sie wahrscheinlich bei der Preispolonaise mit vorbeidefilieren wird, wenn sie den lila Domino ablegt.“

„Woher wissen Sie denn bereits diese Einzelheiten, Don Basilio?“

„Ich habe mich in das gleiche Hotel eingenistet, in dem die Tänzerin wohnt, nachdem ich vorher sie vergeblich in Berlin suchte. Dort hieß es, Majan sei hierher abgereist. Bei dem Zimmermädchen ihres Stockwerkes hier täuschte ich einiges Interesse für diese exotische „Lotosblume“ vor. Unter Vorantritt eines stattlichen heimlichen Trinkgeldes habe ich heute nachmittag einen Blick in das Zimmer der Tänzerin in deren Abwesenheit tun dürfen! Auf dem Bette lag bereits alles für heute abend gerichtet: ein lila Seidendomino, der noch leichter erkenntlich durch einen großen Strauß lila fürstlicher Parmaveilchen am Capuchon und Halsansatz ist. Daneben lag ein kurzer Schlepprock in leuchtend lila-rosa breitgestreifter Seide — eine dünne, hellfarbene hemdenartige Bluse, und vor allen Dingen entzündende kleine Pantöffelchen aus rotem Samt mit Goldstickerei.“

„Haben Sie je Gelegenheit hier genommen, mit der Tänzerin zu sprechen?“

„Aber Paco, was denken Sie! Das wäre unvorsichtig. Ich habe sogar vermieden, ihr voll ins Gesicht zu sehen. Ihre Spur genügt mir!“

Trotzdem Hansfried Dollen nach Abgabe seiner Garderobe mit sichtlich Hast das Vestibül durchquerte und die großen Konversationsräume in Verfolgung irgend eines Zieles durcheilte, fing sein Blick in den wandhöhen großen, mit goldenen Kokosarabesken geschmückten Spiegeln die reiche Bornehmheit und die sichtlich große Tradition dieser Säle mit freudiger Genußnahme auf.

(Fortsetzung folgt.)

In Frankreich...

Von Ludwig Nies.

In Frankreich liegt ein Massengrab
Seitab vom Weg am Waldestrand.
Es ist im Krieg mit seinen Taten
Ganz in Vergessenheit geraten.

Hier schlafen unter wilden Rosen

Sechs, sieben Deutsche und Franzosen. —

„Tot“ und „vermißt“ in Listen stand. —

In Frankreich, wenn der Frühling weht

Und neu erblüht der Rosen Pracht,

Weht von dem Waldestrand heiß ein Sehnen.

Von Heimweh und von stillen Tränen

Raunt eine alte, ernste Weise

Dort droben mahnend, herb und leise

Am Massengrab in lauer Nacht. — — —

Perlentragedie.

Von Friederike v. Krosigk.

Erster Akt.

Herr Kluntermann begegnet seinem Freunde Filip auf der Straße. „Tag, Filip. Sag' mal, was hast du dir denn da für eine fabelhafte Schlipsnadel zugelegt?“

„Nicht wahr? Sie ist großartig. Siehst du, so eine riesige, mattschimmernde Perle, ungeschliffen, einfach auf schwarzer Seide, das ist das Wahre. Sozusagen das Bild der Bornehmheit. Es gehört heute zum Anzug des eleganten Herrn wie der Tüpfel aufs i. — Und, unter uns gesagt, es ist gar keine übertrieben große Ausgabe. Meine hat zwei Mark fünfzig gekostet.“

Kluntermann fährt zusammen.

„Na, was denn“, sagt Filip, „es kommt doch bloß darauf an, daß man die Sachen zu tragen versteht. Jeder Schnösel kann sich so etwas natürlich nicht leisten. Aber ein Mann von Ansehen und Haltung, bei dem kommt kein Mensch darauf, daß er eine unechte Perle tragen könnte. Es wagt einfach niemand, solchen Gedanken zu fassen.“

„Du hast du recht“, sagt Kluntermann gedankenvoll.

Dritter Akt.

Herr Kluntermann macht mit seiner neuen Perlennadel eine Mittelmeerreise auf dem Salondampfer „Carmen“. — Man hat sich nach dem Abendessen im Gesellschaftsraum versammelt; Herr Kluntermann ist Hahn im Korbe. An seiner Seite sitzt das reizende Fräulein Gerti (ihr Vater ist, nebenbei gesagt, Generaldirektor in der Grobindustrie).

„Aber, Herr Kluntermann“, ruft Fräulein Gerti plötzlich, „wo haben Sie denn Ihre prachtvolle Perlennadel? Doch hoffentlich nicht verloren?“

„Als wir zu Tisch gingen, war sie noch da“, stellte jemand fest.

Betroffen schaut Herr Kluntermann an seinem Schlips entlang. Die Nadel fehlt. Allgemeine Bestürzung. Rasch und gleich erregt sich Teilnahme über ihn. Vergebens stemmt sich Herr Kluntermann dagegen. Ihm liege gar nicht so viel an der Nadel, er habe noch mehrere der Art. Der Verlust werde sich verschmerzen lassen.

„Wie liebenswürdig er sein Mißgeschick trägt!“ sagen die andern einstimmig. Die Bewunderung für Herrn Kluntermann steigt ins Ungemessene. —

Der Erste Offizier der „Carmen“ eilt herbei: „Natürlich geschieht alles, um die Perle wiederzufinden. Das wäre ja noch besser. Auf der „Carmen“ ist noch nie etwas verloren worden, das wir nicht gefunden hätten. Oberstward!“

Der Gerufene erscheint; der Offizier wird dienstlich: „Herr Kluntermann hat eine kostbare Perlennadel verloren. Morgen früh wird das ganze Schiff abgesucht. Instruieren Sie Ihre Leute! Die Nadel wird gefunden. Verstanden?“

Dritter Akt.

Herr Kluntermann sitzt ahnungslos im Speisesaal beim ersten Frühstück. Da erscheint ein junger Steward mit einem silbernen Tablett: darauf liegt die Perlennadel wie eine Lotosblume auf stillem See. Freudig schreitet der junge Mann durch die Schar der speisenden Gäste und überreicht dem Besitzer sein Eigentum.

Ein „Aach“ schwingt durch den Raum. Aller Augen ruhen auf der mattschimmernden Perle, auf dem Steward, auf Herrn Kluntermann. Der ist bleich geworden. Auf seiner Stirn steht Schweiß.

Erwartungsvoll strahlt der Steward ihn an. Kluntermann zögert, stammelt irgend etwas, greift nach seiner Brieftasche. Ein scheuer Blick ringsum — dann faßt die zitternde Hand einen Hundertmarkschein und reicht ihn dem Finder.

Draußen in der Anrichte stehen dessen Kollegen. „Na, Fritze, was hat's gegeben?“

„Schöbiger Schuft“, knurrt Fritze, „eine Perle von der Größe ist mindestens zehntausend Mark wert. Zehn Prozent Finderlohn stehen mir zu. Und der Herr wagt es, mir hundert Mark anzubieten!“

Die Kollegen sind entrüstet. Herr Kluntermann ist bei ihnen „drunten durch“.

Achtspiel.

Herr Kluntermann trägt seine Perlennadel nicht mehr. Ihm scheint es, als werde er nicht halb so aufmerksam mehr bedient wie früher. Und leider hat sich auch die reizende Gerti verändert. Sie geht ihm aus dem Wege und ist kühler bis ans Herz hinan.

Ihr Vater kennt den Grund.

„Pappi“, hat sie zu ihm gesagt, „hast du Herrn Kluntermann beobachtet, als wir ihn zu der wiedergefundnen Nadel beglückwünschten? Ganz fahl und verzerrt sah er aus. Das Bild eines bösen Gewissens. Wer weiß, auf welche Weise dieser Mensch überhaupt zu der schönen Perle gekommen ist!“

Amateur-Detektive / Roman von Walter Bloem.

(26. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kapitän entsann sich, daß er selber gewisse Augenblicke erlebt hatte . . .

„Jedenfalls wollen wir die Augen offenhalten. Vielleicht hilft uns der Zufall — da unser Verstand zum Sherlock Holmes offenbar nicht ausreicht.“

— Leider gab's einstweilen wenig Gelegenheit zu Beobachtungen. Der nächtliche Überfall durch den Zyllon hatte die Mehrzahl der Fahrgäste so stark erschüttert, daß sie nicht einmal mehr seinen Nachwehen gewachsen waren.

Am Kapitänstisch saß zum Mittagessen einstweilen nur Mister Hutchinson.

Als zweiter Gast erschien die zähe, sportharte Edith Vaughan.

„Hallo, General! Sie haben mich gestern Abend schmählich im Stich gelassen. Ich hab' im Rauchzimmer eine ganze Viertelstunde auf Sie warten müssen. Ein sturmfestes Schachbrett war vorhanden, mit Zigaretten zum Einstöcken, Sie wissen. Die hatt' ich aufgestellt. Nur mein Partner kam nicht. Waren Sie seetrunk?“

„Das glauben Sie selber nicht“, lachte Hutchinson. „Ich hatte ein Abenteuer.“

„Das nahm ich an“, sagte Edith trocken. „Ich wünsche zu wissen, was für einen Geschmack Sie haben. Ist sie sehr hübsch, werde ich mich ärgern. Da sie wahrscheinlich weniger gut aussieht als ich, werde ich Sie verachten.“

„Es war keine Frau — es war ein Mann.“

„Oh, das ist interessant. Das werden Sie mir erzählen.“

Warum eigentlich nicht? Frauen haben oft merkwürdig scharfe Instinkte. Und die Schlagzeile wird höchstens noch passender, wenn sie lautet: Amerikanischer Großindustrieller entlarvt an Bord deutschen Passagierdampfers mit Hilfe Bostoner junger Dame Millionenträuber!

Nach fünf Minuten hatte das große Geheimnis eine neue Mitwisserin. Sie war Feuer und Flamme.

„Ich hab' ihn, General. Dieser Semmelblonde Deutsche, Doktor Müller. Das ist er sicher. Schade, ich habe ihn vernachlässigt. Ich würde ihn, hätte ich das früher gewußt, längst zur Strecke gebracht haben. Nun werde ich mich etwas näher mit ihm beschäftigen.“

„Wenn er überhaupt zum Vorschein kommt. Heute nacht soll er schwer seetrunk in seiner Koje verstaubt worden sein.“

„Dann werde ich einstweilen mit Ihnen vorlieb nehmen. Sind Sie fertig? Also kommen Sie zum Schach.“

Eben waren die beiden verschwunden, da setzte, strahlend und rosig, Miß Emerentia O'Donnell herein.

„Oh, Mister Klamfoth — ich bin die Einzige heute am Kapitänstisch?“

„Nein, Miß O'Donnell. Die dritte.“

„Wer war schon vor mir da?“

Den Obersteward stach der Schalk. „Ja, wer denn noch? Ich glaube, Frau Winterfeld und — Herr Stephany.“

„Sie Schwindler! Den habe ich ja soeben in seiner Kabine besucht, den armen Burschen. Ach, ist der in einem Zustand!“

„Sie haben —?! Das ist aber verboten.“

„Altmodisch, lieber Herr. Daran kehre ich mich nicht. Gehen Sie — Sie langweilen mich.“

Als vierter Gast schlich der Generalmusikdirektor herein. Hohlwangig, schwer mitgenommen.

„Meister, Meister!“, lachte Emerentia ihn an. „Wenn Mißis Levijohn Sie so läßt!“

„Der geht's noch schlechter.“

„Haben Sie sie besucht?“

„Wo denken Sie hin? Sie liegt ja im Bette.“

Gott sind diese Deutschen etepetete . . . „Ich glaube, die kann sich auch im Bett sehen lassen. Freilich, wenn sie seetrunk ist. Man soll seinen Verehrern ihre

Illusionen lassen. Also müssen Sie sich heute mal mit mir begnügen, Mister Richter.“

„Eine sehr erfreuliche Notwendigkeit, — Miß O'Donnell.“

„Jetzt muß ich Ihnen wohl erst dicke Komplimente machen — wegen gestern Abend, wie?“

„Wenn Sie ahnten, wie die unsereinem zum Hals hinaushängen.“

„Aber wenn sie ausbleiben, ist's auch wieder nicht recht.“

„Das käme ganz darauf an, was die Partnerin an ihrer Stelle zu bieten hat.“

„Mich selber, Mister Richter. Das ist ja nicht gerade viel —“ Ihre Augen sagten: bitte, greifen Sie zu.

Ignaz Richter griff zu. Der dritte Tischgast, der sich einfand, bekam kaum ein flüchtiges Nicken. Toni Frömmel war an diesem Tische nicht gerade verwöhnt worden. Sie beschleunigte die Nichtbeachtung mit einem gleichgültigen Achselzucken und winkte dem Obersteward, um sich eine „suggestion“ geben zu lassen.

Herr Klamfoth erschien und waltete seines Amtes mit dem stereotypen appetitanregenden Schmunzeln. Es kostete all die Genüsse vor, die er anzubieten hatte. Fräulein Toni traf ihre Auswahl stets unter dem Gesichtspunkt der Vermeidung einer Blamage. Sie nahm nur Sachen, die sie zu essen verstand.

Mitten im Anpreisen verstummte Herr Klamfoth — unter einem jähen Ruck, der ihm von den Augen her gegen das Herz prallte. Fräulein Frömmel trug an ihrem unvergleichlichen Hals — einen bligenden Solitär.

Natürlich nicht den, welcher der Mißis Levijohn abhanden gekommen war. Das Stück, das einen so be-neidenswerten Platz bekommen hatte, war kaum den tausendsten Teil des verschwundenen wert. Aber sicherlich noch doppelt und dreimal so viel als alles, was Klamfoth bisher auf dem gleichen Hintergrunde festgestellt hatte. Donnerwetter . . . Herr Schiewelbein hat sich angestrengt . . . Kunststück, wenn man — solche Bezugsquellen hat . . .

„Ist Ihnen etwas, Herr Obersteward?“

„D — nein — ich bewundere nur — diesen herrlichen Schmuck . . .“

Toni Frömmels bisher etwas kahle Bäckchen färbten sich mit dunklem Rot. „So — hm — gefällt er Ihnen?“, stammelte sie. „Ja, man bekommt jetzt wieder sehr hübsche Sachen in Berlin . . .“

— Wenn man eine Schönheit ist wie Sie, gnädiges Fräulein . . .

Die Sammetaugen dankten mit einem Blick, in dem etwas wie eine heimliche, angstvolle, halb unbewußte Bitte lag. Ob sie etwas ahnte, ihn neulich nachts erkannt hatte, ehe sie den Laden, das Fenster schloß, — hinter dem Jiu-Jitsu-Mann —?! Unmöglich — es war ja viel zu dunkel gewesen — da oben auf dem Bootssdeck . . .

Eine jäh, fröhliche Gewißheit schwoll in Valentia Klamfoths Herzen. Die Schale des Herrn Schiewelbein senkte sich in dunkelste Tiefen unlegbarer, unentrinnbarer Schuld.

„Wie wär's, gnädiges Fräulein, wenn wir heute als Hauptgang mal ein kräftiges Filetbeefsteak nähmen?“

Ellen Winterfeld hat das Essen auf ihr Zimmer bestellt. Sie hat das Bedürfnis, sich zurechtzufinden. Jedenfalls mag sie ihn vorläufig nicht wiedersehen — den Mann, der ihr heute nacht so gefährlich nahegekommen ist.

Gefährlich —? Ja, ist denn das, was in dieser wild erhabenen Stunde dicht vor ihr stand — ist das eine Gefahr?

Ist sie nicht frei? Ist sie irgendwem als sich selber über ihr Tun und Lassen Rechenschaft schuldig? Hat

jemals eine Zeit, und sei es die engste, sittegebundenste — einer großen Künstlerin verdacht, wenn sie die Schranken des Alltags überstieg? Vollends diese — diese Zeit, da alle die jahrhundertlang unerschütterlichen Grundlagen der überlieferten Sittlichkeit eingestürzt sind?!

Sie nimmt den Rahmen mit des Gatten — des einstigen Gatten Bild zur Hand. Bildest du dir ein, du Fierner, Stolzher, Törichter, Grausamer — bildest du dir im Ernst ein, ich fühlte mich verpflichtet, mein ganzes künftiges Leben hindurch die Nonne zu spielen?!

Er schaut sie an mit seinen herrischen, lachenden Augen — wie damals, als dieses Bild entstand. Sie hat mitwirken müssen — er hat sie anschauen wollen dabei, sie mußte sich dicht neben das Objektiv des Apparates stellen. Dieser strahlend verliebte Ausdruck, den das Bild festhält, lange, nachdem das Gefühl, das es ausdrückt, in Mißverstehen, Groll, Empörung erstarrt — dieser Ausdruck hat einmal ihr gegolten. Spricht er noch immer zu ihr? Antwortet ihm aus dem Herzen der Fernen, der schuldig Geschiedenen noch irgendein Gefühl?!

Ja, es antwortet. Es klagt. Es schluchzt. Warum warst du nicht groß genug, mir die Freiheit zu lassen, ohne die das Leben für mich ein Kerker war — die Freiheit, meiner Bestimmung zu folgen? Ich hätte sie nie mißbraucht. Ich wäre in Kampf und Sieg, im Ringen und im Erfolg, im Sonnenglanze der Bewunderung zweier Welten die deine geblieben — wenn auch nicht in der strengen Gebundenheit, wie die gemalten Ahnfrauen deines Geschlechts, deren Bilder an allen Wänden des Schlosses Kellinghusen hängen, dazu wäre ein Unmaß von Verständnis, Anpassungsfähigkeit, Nachsicht, Selbstlosigkeit vonnöten gewesen — das du, Ulrich Kellinghusen, nun einmal nicht aufbringen konntest.

Warum lachst du mich denn immer noch so strahlend an — und zugleich so beschuldend, bestirgergreifend, beschlagnehmend? Ich bin nicht mehr die deine, du selber hast mich hinausgestoßen in die Freiheit, die ich so fessellos ja garnicht verlangt hatte — vor der mir oft graust, auch heute noch, gerade heute...

Freiheit — hab' ich sie denn? Wenn ich sie hätte, warum dann heute nacht dies Ende —? Warum plötzlich der Schauer, der in all dies ungeheure, entsetzende Erleben hineinfrostete wie Ekel, Beschämung, Vorgefühl einer Erniedrigung vor mir selbst, vor dir, du harter Verständnisloser, du Kerkermeister meines Schicksals — vor euch, ihr unglücklichen, ihr mutterlosen Geschöpfchen, ihr Sprossen und Pfänder eines grausamen, tragischen Irrtums?!

Warum konnt' ich ihn denn nicht beglücken, diesen Schicksalsgenossen, diesen Verbannten, wie ich selber verbannt bin, diesen Lechzenden, wie ich selber lechze, diesen Verdammtten, der in die gleiche Hölle der Verlassenheit hinausgestoßen wurde, in der ich schmachte, ich, die unjubeelte Ellen Winterfeld!

Der Mann, dem diese Frage nachflattert, sitzt zu gleicher Stunde ganz vorn am Bugspriet und starrt in die nebelverhangene Ferne, der das Schiff unheimbar entgegenstürmt. Er schämt sich vor sich selber wie nie zuvor. Er ist mit sich selber unzufrieden, wie nie zuvor. Bin ich ein Mann? Ich hätte sie nehmen müssen. Ich war ein Feigling. Wir waren eins, in dieser Stunde, die niemals wiederkehrt, waren wir eins. Ich hätte nur zu wollen brauchen. Ich habe nicht gewollt. Ich durfte nicht wollen. Ich war feige. Ich habe mich benommen, wie es einem Mann aus Ritterblut geziemt. Ich fühlte, etwas in ihr wehrte sich gegen mich. Diesen Widerstand hatt' ich brechen können. Dann hatt' ich mich verachten müssen. Das hab' ich nun nicht nötig. Aber schade ist es doch. Es wäre schön gewesen — nicht zum Ausdenken schön.

(Fortsetzung folgt.)

„Cola Montez ist ein unartiges Kind.“

Im Jahre 1843 besuchte Lola Montez als 17jährige Tänzerin zum ersten- und auch zum letztenmal Berlin. Es war ihr daselbst nicht zum Besten gegangen. Und es wäre ihr wohl noch viel übler ergangen, wenn König Friedrich Wilhelm IV. nicht gerade in einer gnädigen Laune gewesen wäre.

In den Herbstmonaten des Jahres 1843 befand sich der russische Kaiser Nikolaus in Berlin. Am 17. September wurde ihm zu Ehren auf der Hasenheide in Berlin eine große Parade abgehalten. Lola Montez glaubte, auf das Vergnügen nicht verzichten zu können, an dieser Parade teilzunehmen und tat so, als wäre die ganze Veranstaltung ihrerwegen inszeniert. Sie ritt durch den dichten Menschen-Schwarm, durchbrach sogar die Reihen der Soldaten und hielt sich tünlichst im Gefolge der regierenden Häupter.

Einem alten Wachtmeister von der Gendarmerie wurde das schließlich zu arg. Er ritt auf die junge Dame zu und empfahl ihr sehr höflich, sich mehr zurückzuhalten und die Leute nicht mehr zu belästigen. Sie antwortete mit einem derben spanischen Fluch und schlug ihm mit ihrer Reitweitsche über das Gesicht.

Der alte Wachtmeister war verständig genug, auf der großen Parade und in der Nähe des Monarchen keine weiteren „Maßregeln“ zu ergreifen, die den Skandal nur vermehrt haben würden.

Sein Vorgesetzter aber beantragte am nächsten Tage bei dem Kriminalgericht zu Berlin die Bestrafung „der spanischen Tänzerin Lola Montez, zur Zeit in Berlin sich aufhaltend und im „Hotel de Russie“ logierend“.

Lola Montez wurde vorgeladen. Dem Boten aber, der ihr das Schriftstück zu überreichen hatte, zerriß sie die Vorladung und warf sie ihm vor die Füße. Die Obrigkeit war empört. Eine zweite Untersuchung wurde eingeleitet. Lola Montez aber lachte.

Zum Glück aber hatte die spanische Schönheit manche Bekannte in Berlin. Nicht nur unter den Offizieren, sondern auch unter den Kammergerichtsreferendaren. Die Letzteren setzten ihr auseinander, daß ihr Verhalten sicherlich schwer bestraft werden würde. Das Mindeste werde voraussichtlich eine Gefängnisstrafe von drei Monaten sein. Und sie rieten ihr dringend als das einzige Mittel, einer Strafe zu entgehen, ein Begnadigungsgesuch an den König zu richten.

Und da man es der schönen Spanierin wahrscheinlich zu machen mußte, daß sie im Berliner Arbeitshause, dem Ochsenkopf, untergebracht werden würde, dem berühmtesten Versammlungsort gemeinster Bummeler und niederlicher Dirnen, so nahm sie Vernunft an und ließ ein demütiges Gnadengesuch aufsetzen.

Friedrich Wilhelm IV. schrieb eigenhändig an den Rand:

„Alle. Lola ist ein unartiges Kind und hübsches Mädchen, deren Betragen wir nicht so genau zu nehmen haben, da uns ihre Erziehung nicht anvertraut ist. Die Polizeibehörde hat dafür zu sorgen, daß sie Berlin schleunigst räume, und ist ihr ihr Paß soaleich zuzustellen.“
F. W.“

An den Polizeipräsidenten von Puttkamer.

Ein Datum hat der König nicht eingefügt. Der Polizeipräsident hat aber für die Ausführung des Befehls am 3. Oktober 1843 Sorge getragen.

Drei Jahre später stieg Lola in München zu höchsten Ehren auf.

Frauen.

Weiteres von Jo Hanns Möller.

Das Herrenmodengeschäft „Sächsishe Flotte“ führt stets das Neueste. „Dürfen wir Ihnen unsere neuesten Schlafanzüge zeigen?“

„Dante. Ich habe genug.“

„Aber sie sind besonders praktisch. Ganz ohne Knöpfe.“
Sagt der Kunde: „Das sind meine auch, seitdem ich verheiratet bin.“

Susu sitzt verzweifelt und sinnend.

„Hedda hat mir gestern etwas erzählt und mich ausdrücklich gebeten, es ja nicht Ragda zu sagen.“

„Na und?“

„In einigen Tagen kommt jetzt Ragda zu mir, und ich kann mich ganz und gar nicht mehr bestimmen, was mir Hedda anvertraut hat.“